

Personale Identität und Erinnerung

Malvin Gattinger - Philosophie/Mathematik (LA)

1 Williams vs. Locke

John Locke erläutert in seinem "Essay concerning human understanding" (Teil II.27), dass das Problem der Personalen Identität als klassische Frage der Metaphysik nicht gelöst werden kann, sondern es sich um einen forensischen Begriff handelt, den wir benutzen, um Handlungen Urherbern zuzuordnen.

Locke fasst personale Identität als das Besitzen des gleichen Bewusstseins, insbesondere der gleichen Erinnerungen an eigene Handlungen auf¹. Nach ihm ist eine bestimmte Person eine bestimmte Person, wenn sie entsprechende Erinnerungen und entsprechendes Bewusstsein besitzt. Beispiel: Dadurch dass Ich die Erinnerungen an meine Einschulung aus meiner Perspektive habe, bin ich auch derjenige, der diese aus selbiger heraus erlebt hat.

Bernard Williams brachte einige Jahrzehnte später einen simplen aber effektiven Einwand vor, der diese Definition von personaler Identität zum Einsturz bringt bzw. unsinnig erscheinen lässt: Prinzipiell ist es denkbar, dass mehrere Menschen die gleichen Erinnerungen haben. Williams argumentiert nun, dass nach Locke zwei Menschen mit genau gleichen Erinnerungen die gleiche Person sein müssten. Da es aber durchaus denkbar (wenn auch nicht möglich) sei, dass zwei Menschen die gleichen Erinnerungen haben, gäbe es nach Locke zwei identische Personen. Dies widerspricht aber absolut dem von uns angestrebten Begriff der personalen Identität.

¹ "Whatever has the same conscience of present and past actions, is the same person to whom they both belong" II.27,11

Dabei ist zu beachten, dass Locke und Williams all das "Erinnerung" nennen, was ein Mensch bzw. eine Person getan zu haben meint. Demnach können Erinnerungen wahr und falsch sein, worauf meine nun folgende Kritik auch fußen wird.

Doch zunächst noch eine Bekräftigung von Williams' Einwand an Hand eines Beispiels: Es ist erstaunlich, wie leicht wir unserem Gehirn "etwas einreden" können, d.h. wie leicht es ist, jemanden etwas glauben zu lassen, was gar nicht stimmt, auch was dessen eigene Handlungen betrifft: Erzählen wir zum Beispiel einer Person oft und überzeugend genug eine erfundene Geschichte über ihre eigenen Handlungen während ihrem "Black-Out" nach exzessivem Alkoholkonsum, so wird sie vielleicht irgendwann vergessen, dass sie diese nur erzählt bekommen hat und behaupten sich daran zu erinnern. Nach Locke wäre diese Person auf Grund ihrer "Erinnerungen" der Urheber von Handlungen, die aber gar nicht stattgefunden haben.

Williams hat also Lockes Definition der personalen Identität eindeutig als unbrauchbar erwiesen.

2 Objektivität und Funktionalismus

Ich frage mich aber, ob die Begriffe von Bewusstsein und Erinnerung, die Locke und Williams beide verwenden, die "richtigen" sind. Und zwar in dem Sinne, dass sie unseren Intuitionen entsprechen und das erfüllen, wozu wir sie in der Alltagssprache gebrauchen.

Personale Identität wird im Alltag generell in zwei verschiedenen Situationen verwendet: Wenn wir über uns selbst nachdenken und wenn wir mit anderen Menschen agieren. Die beiden Fälle führen zu unterschiedlichen Motivationen, Kriterien für personale Identität zu finden: Wir wollen uns sicher sein können, dass erstens wir es waren, die dies und das erlebt oder getan haben und zweitens die Person uns gegenüber die gleiche ist wie die, die wir gestern getroffen haben.

Wenn wir uns wie oben klar machen, wie unzuverlässig unsere "Erinnerungen" im Sinne Lockes sind und dass sie wahr und falsch sein können, dann wird es - wie Williams gezeigt hat - sinnlos, Erinnerungen als Kriterium für pI zu verwenden.

Da ich die Grundidee Lockes aber interessant finde, möchte ich, statt sie zu verwerfen, zu ihrer Stärkung einen strengeren Erinnerungsbegriff vorschlagen: Wir sollten die "falschen Erinnerungen" nicht mehr Erinnerungen nennen, sondern selbige *funktional* definieren: Eine Erinnerung ist ein Gedanke an etwas, das man getan oder erlebt hat.

Damit sind insbesondere oben genannte "eingeredete Erinnerungen" *keine* Erinnerungen mehr. Da die Tatsache, ob jemand etwas getan hat oder nicht, ein objektives

Kriterium ist und nicht von den Überzeugungen dieser Person (oder anderer) abhängt und eine Handlung trivialerweise immer genau einen Akteur hat, kann es keine zwei Menschen mit den gleichen Erinnerungen geben. Dies ist jedoch die Voraussetzung für Williams' Einwand, der damit zur Seite gelegt werden kann.

3 Ausblick

Als Ausblick möchte ich festhalten, dass all diese Überlegungen motivieren, den Begriff der Personalen Identität funktional zu lösen: Wir sollten nicht unbedingt danach streben, klare Kriterien aufzustellen, was oder wer die gleiche Person ist, sondern uns mehr Gedanken machen, warum wir den Begriff der personalen Identität benötigen und zu was wir ihn benutzen wollen.²

Weitere Überlegungen gingen in die Richtung "Die gleiche Person sein heißt, als gleiche Person behandelt zu werden". Dies schließt auch an Williams' weitergehende Überlegungen an, der personale Identität vor allem im juristischen Bereich als eine nötige Annahme erachtet. Und Williams weist bereits auf eine sehr interessante Sache hin, nämlich dass auch die Juristen ihre Annahme der personalen Identität intuitiv-pragmatisch einschränken, wenn sie jemanden für eingeschränkt schuldfähig erklären

²Weitere Argumente dafür, dass wir einen so starken Personenbegriff, wie Locke und Williams ihn angestrebt haben, gar nicht benötigen, gibt Derek Parfit in "The unimportance of identity", abgedruckt in "Identity", Oxford 1995, ed. by Henry Harris.